

Saxozentrismus und Deutschtümelei

Ein Versuch über die letzten 150 Jahre siebenbürgisch-sächsischer Geschichte

Von Lutz Friedrich Connert

Vorwort

Im Osten Europas sind wir alle Historiker oder Poeten. Manche sind beides. Und da fängt das Problem an. Da, wo Fiktion und Fakten ineinander übergehen, unmerklich, da fängt es an zu müffeln.

Der Autor ist weder Historiker noch Poet. Dennoch hat er das Experiment gewagt, in einem kurzen Abriss historische Fakten zu einem Essay zusammenzufassen, um alte Vorurteile und Missverständnisse aus den Köpfen der Älteren zu vertreiben und den Jungen einen Anstoß zu geben, sich mit neueren Erkenntnissen der Geschichte der „Siebenbürger Sachsen“ näher zu befassen.

Diese Streitschrift will aber auch einen Anstoß dahingehend geben, dass endlich erkannt wird, dass die bisherige Geschichtsschreibung romantisch, romanhaft und Legenden bildend war und zur Beweisführung für vorneweg gefasste Meinungen diente, will sagen die Geschichtsschreibung diente der Erhärtung politischer Ziele und nicht umgekehrt.

Die Schrift ist keine wissenschaftliche Auseinandersetzung. Dazu ist sie zu kompakt. Der Fachmann unter den Lesern möge deshalb Nachsicht mit dem Autor üben. Fußnoten, die auf Quellen verweisen, wird man vergeblich suchen. Wer sich vertiefend mit dem Thema beschäftigen möchte, möge sich der Literatur bedienen, die im Anhang angegeben ist. Die Fakten, auf welche diese Schrift basiert, hat der Autor alle aus diesen Büchern und Schriften entnommen.

Wenn aber der Leser einen gewissen aggressiven Ton herausliest, bittet der Autor um Verzeihung. Mit ihm ist dann das Temperament eines engagierten Siebenbürger Sachsen durchgegangen, der um die historische Wahrheit ringt.

*

Zu Recht wurde festgestellt, dass die Geschichtsschreibung der so genannten Siebenbürger Sachsen bei G. D. Teutsch, **dem** „Sachsenbischof“ anfang. Und auch das Identitätsproblem der „Sachsen“.

Teutsch stand ganz im Banne des deutschen Nationalismus, der im deutsch-französischen Krieg zu einem Höhepunkt kam (leider nicht zum letzten Höhepunkt) und der, angestoßen durch Napoleon, sich in ganz Europa ausgebreitet hatte. Nebenbei bemerkt, zum Problem für Napoleon.

Das Problem für die sich deutsch nennenden evangelisch-lutherischen Christen in Siebenbürgen. war die Sprache Luthers. Schauen wir mal warum.

Was mag die „Führer“ der Kirche bewegt haben, sich viele hunderte Kilometer weg vom deutschen Reich zu diesem zu bekennen? Was waren die Nöte, die sie trieben? Und wie konnte man jahrzehntelang ungerührt mit ansehen, was Wilhelm II. und Hitler veranstalteten und doch keine Schlüsse ziehen?

Nun, in den Geschichtsbüchern steht drin, welche Nöte die „Sachsen“ drückten. Sie wollten als Gruppe überleben und hatten auch 800 Jahre lang überlebt, überlebt in ihrer Eigenständigkeit und mit ihrer Sprache. Überlebt auch deshalb, weil das Staatsgefüge, in dem sie sich befanden, etwas lockerer war als anderswo und als in der heutigen Zeit.

Und sie hatten überlebt, weil sie der jeweiligen Obrigkeit (meistens der ungarischen), wenn Not am Manne war, mit der Waffe in der Hand zu Hilfe eilten, wenn es mal wieder gegen die Türken usw. losging. Überlebt aber auch, weil es hunderte Jahre lang Privilegien gab, die sonst nur wenige andere, ausgenommen vielleicht der Adel in West- und Mitteleuropa genossen haben. Und solche Privilegien machen hochnäsiger, denkfaul und bequem, wie wir aus der jüngsten deutschen Geschichte (Beispiel: Berlin) wissen.

*

Sprache: das war zunächst nicht die Sprache Luthers. Das waren die ca. 250 Dialekte, die in den ca. 250 Ortschaften gesprochen wurden. Deutsch sang man in der Kirche und zwar die Lieder von Luther und Matthias Claudius, die Liturgie war deutsch (die Pfarrer studierten ab der Reformation bis 1944 in Deutschland, vor der Reformation hauptsächlich in Wien und Krakau), aber schon bei der Predigt schwenkte der Pfarrer in den jeweiligen Dialekt über, denn seine „Schäfchen“ sollten ihn ja auch verstehen.

Der Pfarrer konnte übrigens meistens den jeweiligen Dialekt nicht so ganz richtig und sprach das von seinen „Brüdern und Schwestern“ so genannte „Pfarrerssächsisch“, auch „Hochsächsisch“ genannt.

Die „sächsische“ Umgangssprache hat sich nicht nur im täglichen Sprachgebrauch erhalten, sondern in Ortsnamen (die **zuerst** sächsisch und dann deutsch waren), in Flur- und Gewässernamen und in einigen Familiennamen wie Buérthmes, Duohl, Blesch, Kuéles, Guib z. B., natürlich in den ortsspezifischen Namenszusätzen und den gesprochenen Vor- und Spitznamen.

Veränderungen bei Namen, wie z. B. die Latinisierung sind darauf zurück zu führen, dass die ungarische Kanzleisprache lateinisch war. Aber auch volksetymologische Wendungen oder Verballhornungen hat es gegeben, das darf man bei den oft laienhaften etymologischen Deutungen nicht vergessen. Zu den etymologischen Deutungen und dem Missbrauch damit später mehr.

Langsam sickerte nun seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutsche („reichsdeutsche“, sagte man) Kultur in den siebenbürgischen Sprach- und Kulturraum. Man intonierte mit Inbrunst meistens die schauerlichen „Volkslieder“ der Deutschen (leider nicht die schönen, alten sondern die neuen des 20. Jh.) und fühlte sich dabei wohl. Das „sächsische“ Liedgut verschwand fast komplett und mit ihm auch andere Volkskunst, die Töpferei zum Beispiel. Und es kam die unsägliche Blasmusik, von den Türken durch die Böhmen u. a. übernommen und zur Militärmusik verkommen.

Hätte man genauer hingehört und hingeschaut und wäre man nicht so „saxozentriert“ gewesen (siehe weiter unten), hätte man bemerken müssen, dass die eigene Identität sich in vielen hundert Jahren weg von Deutschland entwickelt hatte. Die Trachten ähneln verdammt denen der mitbewohnenden Ungarn und Rumänen, genauso die Töpfereiprodukte und die Stickereien. Und dann die Küche: österreichisch, ungarisch, rumänische und türkische Einflüsse sind nicht zu übersehen („überschmecken?“). Es schmeckt doch bedeutend besser als beispielsweise in dem schon von den Römern verschmähten Norddeutschland. Und dann die gesprochene Sprache: Akzent, Tonfall, Syntax, Wortschatz! Deutsch? Schon lange nicht mehr! Allenfalls eine dem Deutschen verwandte Sprache, wie das Niederländische zum Beispiel.

Es gibt aber auch unzweifelhaft, wie weiter oben schon angedeutet, seit dem 19. Jh. eine Bewegung auf Deutschland zu. Und somit, als Folge des zweiten Weltkrieges eine Verantwortung der

Bundesrepublik Deutschland, Rechtsnachfolgerin des Dritten Reiches, für die „Sachsen“ in Siebenbürgen.

Fest steht jedoch, historisch gesehen, dass zur Zeit der ersten Einwanderungswelle im 12. Jh. das Gebiet, das ja als „Urheimat“ galt, nicht komplett Bestandteil des deutschen Sprachraumes war. Das damals gesprochene Moselfränkisch gehörte zu der mittelhochdeutschen Sprachgruppe, wobei mittelhochdeutsch nicht bedeutet, dass das eine Hochsprache war, sondern dass das, im Gegensatz zu niederdeutschen Dialekten (es gab auch ein mittelniederdeutsch) eben die Sprache einer bestimmten geografischen Region war. Die klassische Literatur der damaligen Ritter (die höfische Dichtung) wurde in Mittelhochdeutsch gesprochen, gesungen und geschrieben. Zu der überregionalen Umgangssprache gibt es keine einheitliche Auffassung. Auf jeden Fall war das Lateinische die Aktensprache, darüber hinaus gab es, ob der hohen Mobilität des Adels eine Gemeinsprache (im Sinne einer gemeinschaftlichen Sprache). Diese Gemeinsprache wird wohl auch die Sprache der „Urväter“ gewesen sein.

Fazit: die Bewegung zum deutschen Reich hin, begonnen im 19. Jh. war ein Zurückdrehen des Rades der Geschichte. Diese Periode ist heute zu Ende

*

Die Reformation im 16. Jahrhundert, der sich die „Sachsen“ kurz und schmerzlos und anschlossen (ohne dass es Widerstand gegeben hatte, von keiner Seite), hatte die „Sachsen“ keineswegs ins Abseits gestoßen, eher in die noch größere, zumindest aber in die kulturelle Selbstständigkeit. Die Kirche hielt alles/alle zusammen. Die lateinische Liturgie wurde zur deutschen, zur lutherischen. An Eigenständigkeit hatten sie, die „Sachsen“ dabei nicht gedacht. In Ungarn gab es ja schnell auch Reformierte, Calvinisten und sogar Unitarier. Das Haus Habsburg war dadurch nicht geschwächt (das Aufrechterhalten des Vielvölkerstaates war wichtiger als Religionskriege, die Habsburger wussten besser als die deutschen Kaiser, wie man ein Großreich zusammenhält), ja, Maria Theresia nutzte die Tatsache, dass es in Siebenbürgen „Evangelische“ gab, dazu, aus ihrem katholischen Kaiserreich unliebsame Evangelische hierhin, nach Siebenbürgen zwangsweise umzusiedeln (die sog. Landler“). Landlerische Namen: Ramsauer, Huber, Reisenhauer, Reisenbüchler, Schachinger, Scharmüller, Holzinger, Haberpursch, Piringer, Liebhart. Nebenbei bemerkt, die Kaiserin hat später sogar katholische Bulgaren ins Banat aufgenommen (zwischen Temesvar und Arad, in Vinga zum Beispiel).

Das, was im Deutschen Reich zum dreißigjährigen Krieg führte, die Reformation, war hier in Siebenbürgen lediglich eine Fußnote der europäischen Geschichte. Endlich hatten die „Sachsen“ mal etwas Selbständiges getan und es scherte, es störte keinen. Aber weitere 500 Jahre eigenständiger Geschichte waren damit gesichert.

War die Reformation nun die Großtat, die die Lebensenergie der „Sachsen“ aufgebraucht hatte? Mit Sicherheit nicht! Es war, in einem Moment, wo die damaligen Großmächte offensichtlich den Blick durch andere Probleme verstellt hatten (oder vielleicht größere, als das Sachsenthema), eine schnelle und zügige Absprache der Geistlichen, ohne dass es Widerstand in der Bevölkerung gab oder, negativ ausgedrückt hätte geben können.

Wieder mal, wie später noch öfter, hatten die „Sachsen“ zu allem Ja und Amen gesagt. Diese jahrhundertealte Haltung hat sich tief in das kollektive Verhalten eingepreßt. Es war dieses Verhaltensmuster schlechthin, das das Überleben sichern sollte und ja auch konnte. Aber zu welchem Preis?

*

Die viel zitierte Einwanderung aus dem Moselfränkischen, das weiß man heute, ist eine Legende: sowohl, was die Art, wie auch, was den Umfang anlangt. Eine Legende, die von Philologen in den Zwischenkriegsjahren, vorneweg Professor Dr. Gustav Kisch (ehemaliger ev. Stadtpfarrer in Bistritz, dann Uni Klausenburg) in die Welt gesetzt worden war. Kisch, seines Zeichens Germanistik-Lehrstuhl-Inhaber in Klausenburg (ab 1920)! schloss von linguistischen Tatsachen auf geschichtliche. Kisch ging soweit mit seiner Luxemburg–als–Stammland-Theorie, dass er in Luxemburg angeblich Menschen mit dem Namen Kisch gefunden haben will. Für Nichteingeweihte: Kiss (ausgesprochen „Kisch“) oder in der „deutschen“ Schreibweise Kisch ist unzweifelhaft ein ungarischer Name. Er bedeutet klein. Mag sein, dass mit Kaiser Sigismund, der auch ungarischer König gewesen war, Ungarn nach Luxemburg gegangen sein mögen. Tonfall, Syntax, Wortschatz und Akzent des Luxemburgischen sind doch stark französisch beeinflusst, wenn man hinhören will.

Überhaupt: bei allem Willen zur Eigenständigkeit, bei allem Saxozentrismus, bei allem Unabhängigkeitsbestreben: der Drang, der Wunsch zu einer größeren Gemeinschaft zu gehören, die am Besten im westlichen Europa liegt, ist schon sehr stark ausgeprägt gewesen. In einem Europa der Nationen verständlich, nicht aber in dem heutigen Europa der Regionen. Diese Haltung ist überholt; verständlich in der Zeit ab 1867 (ungarisch - österreichischer Ausgleich), bzw. 1920 (Frieden von Trianon, Siebenbürgen kommt zu Rumänien) und insbesondere in der Diaspora der kommunistischen Zeit. Aber nicht im Vielvölkerstaat Österreich–Ungarn und auch nicht heute!

Der heutige Stand der Wissenschaft zur Einwanderung, genährt durch die Arbeiten von Karl Kurt Klein und von Horst Klusch z. B., ist ein anderer.

Schon im 12. Jahrhundert kann man von mehreren Einwanderungswegen sprechen, nicht nur aus dem Westen, sondern auch aus dem Süden, bzw. Osten. Zum Beispiel der versprengte Haufen, der sich nach dem sog. Bauernkreuzzug (flandrisch, wallonisch, französisch) in ein katholisches Gebiet geflüchtet hatte und im Süden und Osten der Karpaten zunächst einmal in katholischen Diasporen (das Bistum Milcov zum Beispiel) Zuflucht gesucht hatte.

Was die Anzahl der Einwanderer angeht, so geht man heute bei der bekanntesten Einwanderungswelle im 12. Jahrhundert von nicht mehr als 2000 Personen aus.

Was die Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe angeht, so muss man heute davon ausgehen, dass es da um ein breites Spektrum geht, das im Westen des heutigen Europas und in Mitteleuropa zu suchen ist: Moselfranken sicher auch, aber auch Flamen und Wallonen und viele andere.

Nun, das waren die ersten Einwanderungsgruppen. Aber beileibe nicht die letzten. Wie die Soziologen heute wissen, kann eine so kleine Gruppe, wie die 2000 zuerst Eingewanderten nicht überleben. Sicher ist auch, dass man damals in Siebenbürgen von mehreren anderen, wahrscheinlich genauso großen Gruppen sprechen konnte: Ungarn, Szekler, slawische Stämme und die Nachfahren der Dakoromanen, damals noch nicht Rumänen genannt, ab dem 15. Jahrhundert auch Zigeuner, Armenier etc.

Die demografische Entwicklung in Siebenbürgen ist nicht zugunsten der Sachsen abgelaufen und sie ist nicht rückgängig zu machen. Aber Rumänen, Ungarn und Sachsen sollten endlich die unwissenschaftlichen Nationalismen und geschichtlichen Mythen (die es bei allen drei Gruppen zuhauf gibt) beiseite legen, besser noch in den Orkus der Geschichte werfen

Die Sachsen hatten, da sie die Führungsschicht in den Städten waren, eine außerordentlich hohe integrative Kraft: wer wohlhabend war (und nur der), wurde aufgenommen. Hermannstadt, Kronstadt und Bistritz haben viele Hunderte aufgenommen. Die Namen Haller, Huet (übrigens ein wallonischer Name) u.v.a. sind in Hermannstadt z. B. ein beredtes Zeugnis dafür. Bis in die heutige Zeit ging dieser Trend weiter: Namen wie Briebrecher (aus Biebrich bei Mainz), Hofstädter (aus

Tirol), Wittstock (preußisch), Thomke (schlesisch), Dusil, Wokalek, Benicsek, Klima (böhmisch?), Tavolato, Venturini (italienisch), Rosetzki, Pikulski, Schiroki, Kravatzky (eher polnisch als tschechisch?) z. B. sind nicht die Namen von Ureinwanderern.

Frage: wenn ein Hugenotte nach Österreich auswandert, sein Nachfahre nach Siebenbürgen, dort eine Nachfahrin eines Böhmen heiratet, eines der Kinder eine Rumänin, was sind die Kinder aus dieser Ehe? „Sachsen“, solange sie in Siebenbürgen lebten (mit rumänischer Staatsbürgerschaft) und heute Deutsche, weil sie einen deutschen Pass besitzen. Hugenotten nach Österreich? Doch, doch. Die Bartholomäusnacht war 1572, die Protestanten wurden von Karl VI. und von Maria Theresia erst im 18. Jh. (zwischen 1734 und 1776) nach Siebenbürgen verschleppt.

Ein Detail zur Klarstellung: die für viele fremdländisch klingenden Namen wie Figuli, Sutoris, Textoris, Molitoris, Faber sind lediglich die latinisierten Handwerkernamen: Töpfer, Schuster, Weber, Müller und Schmidt, bzw. der Genitiv davon. Weitere latinisierte Namen: Mangesius, Fronius, Fabritius, Capesius, Mederus.

*

Es kamen immer neue Zuwanderungswellen, die letzte, angeregt durch Stefan Ludwig Roth; die der sog. Durlacher Schwaben (Baden) und der Hanauer („Hanauer Ländchen“) aus dem Elsass. Namen wie Steinmeier, Dahinten oder Haldenwang kommen daher. Aber auch die sog. Zipser („Karpattendeutsche“) und die echten Sachsen (Erzgebirge?) zählen dazu (Bergleute z. B.).

Ortsnamen wie Wallendorf, Beierdorf oder Reussen sind darüber hinaus Zeugnis für Einwanderer aus anderen als den üblichen Gegenden (Wallendorf = welsch, Baierdorf = bairisch) oder sind auf slawische Gründungen zurück zu führen (Reussen, Reussmarkt, Reussdorf, Reussdörfchen).

Das gleiche gilt für Familiennamen wie Zakel oder Zikeli, (Szekler, der ungarisch sprechende Stamm, ein Turkvolk wie die Bulgaren, sie sprechen auch nicht die Sprache ihrer Urväter), Bayer, Blesch („sieb.-sächsisch“ für walachisch, der „Bloch“, der Wallache), Brabander für Brabant, Ungar, Rhein, Ulmer, Mannheimer, Böhm, Waginger.

Nur der Vollständigkeit halber: Die Namen Römer und Römischer deuten darauf hin, dass nicht alle Siebenbürger so mir nichts, dir nichts evangelisch wurden. Die Namen zeigen, dass wohl einige, zumindest eine Zeit lang römisch, also katholisch geblieben sind und auch das wurde toleriert (siehe die katholischen Kapellen in BIRTHÄLM und MEDIASCH). In Rode gab es sogar den Namen Kalviner (die Roder sagen „Koveiner“), was auf kalvinistische „Sachsen“ zurückzuführen ist.

Eine weitere Klarstellung zu diesem Thema: die Ureinwanderer trugen noch keine Familiennamen; wie überall in Europa hatten sie lediglich die inzwischen christlichen Vornamen, zur Unterscheidung mit Zusätzen versehen, die auf landschaftliche Herkunft, Beruf, Aussehen oder sonstige Eigenschaften hinwiesen.

*

Die Tatsache, dass die Auswanderung nach Deutschland, bzw. die angebliche problemlose Integration von den westdeutschen Regierungen nach 1945 gefördert wurde, ist nun gar nicht auf das sog. „Deutschtum“ zurück zu führen. Sicherlich hat Deutschland das Erbe des 3. Reiches antreten müssen (oder wollen) und hat die Einwanderung der ehemaligen Soldaten (und ihrer Familien), die zwangsweise oder nicht, in die Wehrmacht oder in die SS eingegliedert worden waren, gefördert. Aber:

- Es ist nicht das Verdienst der „Sachsen“, dass sie in Deutschland aufgenommen wurden.

- Es ist nicht wahr, dass die Eingliederung problemlos, „exemplarisch“ war.
- Es ist, biblisch gesprochen, eine Sünde gewesen, zumindest schädlich für den seelischen emotionalen Haushalt der „Sachsen“, den angestammten Platz, den uns die Geschichte angewiesen hatte, zu verlassen, auch wenn der ungeheure Leidensdruck (Enteignung, Deportation, politische Haft) und der Druck der Mehrheit zur „Flucht“ geführt hat.
- Die meisten wissen um die psychischen Probleme von Migranten. Jeder von uns weiß auch um diese Probleme bei den „sächsischen“ Migranten. Das Problem scheint aber in der Öffentlichkeit unter den Teppich gekehrt zu werden, jedenfalls von den Organen, die uns in Deutschland vertreten.
- Fremdreten: Die zwei Generationen, die noch auf Grund ihres Vertriebenenstatus Renten oder ein Teil Ihrer Rente auf der Basis ihrer rumänischen Arbeitsjahre in Deutschland beziehen, müssen wissen, dass das ein besonders Privileg ist.
- Turm der Erinnerung: dieses Bauwerk in Drabender Höhe, errichtet aus Spenden von mehreren hunderttausend Euro ist eine Vergeudung von Mitteln, die in Siebenbürgen besser angelegt worden wären. Der Turm ist nicht Ausdruck einer neuen Identität.

Wir sind in die Anonymität ausgewandert.

Wir haben uns als „Siebenbürger Sachsen“ aus dem siebenbürgischen Kontext heraus definiert: mit unseren Landsleuten, unserer Kirche, unseren Häusern und Kirchenburgen, unserer Landschaft. Wir sind in Deutschland aber keine anerkannte Minderheit, wir haben keine eigene Partei und keine eigene Kirche.

Unsere Kirchenburgen: unser ganzer Stolz. Was ist aus ihnen geworden? Wir haben uns aus der Geschichte gestohlen und somit auch aus unserer Verantwortung. Nun „bröckelt der Stein“ (A. Meschendörfer: Siebenbürgische Elegie, siehe dazu weiter unten „finis saxoniae“).

Aber was tut der Sachse in Deutschland? Er beschwert sich: mal sind die Rumänen schuld, mal die evangelische Kirche in Siebenbürgen, bloß nicht er selbst. Der Autor dieser Zeilen hat mal bei einem großen Familientreffen, das in Deutschland stattfand, versucht, Spenden für die Kirchenburg Meschen einzusammeln. Die Kommentare waren etwa wie folgt: „wofür den das alles, geht doch alles kaputt“ und „schad’ d’rum“. Bei Ehepaaren gab der eine (die Frau, der Mann) mit der Bitte dem anderen (dem Mann, der Frau) bloß nichts zu sagen. Reinste Bewusstseinsspaltung! Meistens gab der Partner übrigens, der kein „Sachse“ war.

Man kann doch nicht auswandern, einen Scherbenhaufen hinterlassen und sich dann beschweren, dass er noch immer daliegt. Fahrt doch hin, schafft ihn weg!

Unsere Kirchenburgen: die evangelische Kirche in Siebenbürgen ist zu Recht der Nachlassverwalter dieses kulturellen Erbes. Sie hält daran fest, selbst dieses Erbe zu hegen und zu pflegen, nimmt, wo sie kann, Spenden (privat, institutionell, staatlich) entgegen.

Diese Dinge schweißen aber uns, die Ausgewanderten und die Dagebliebenen, bzw. die Zurückgegangenen weiß Gott nicht zusammen. Da hilft auch nicht der bitterböse Scherz von den „Heruntergekommenen“ (die Zurückgekehrten) und den „Zurückgebliebenen“ (den Dagebliebenen).

Die Deutschen in Rumänien: es sind vor allem Banater, „Sachsen“, Sathmarschwaben und eben auch Deutsche (in Bukarest vor allem). Aber der Hermannstädter Bürgermeister Johannis ist nun bestimmt kein Deutscher, sondern Nachfahre von Sachsen aus Heltau. Man zuckte vor Jahren

unmerklich zusammen, wenn man hörte, in Siebenbürgen gebe es neuerdings eine ganze Reihe von deutschen Bürgermeistern. Wie, dachte man, haben die Rumänen so zügig das europäische Kommunalwahlrecht eingeführt? Dass die Partei der Deutschen, das „Forum“ sich deutsch nennt hat einen einzigen Grund: es wird deutsch gesprochen in dieser Partei.

Der Preis der Auswanderung war die Aufgabe der Identität.

Siebenbürgen und seine Sachsen: das ist keine abgeschlossene Episode der Geschichte, Siebenbürgen existiert. Der Kreis hat sich für die Ausgewanderten durch die so genannte „Rückkehr in die alte Heimat“ **nicht** geschlossen. Es entstand eine Wunde, die Wunde ist offen und tut weh. Sie schließt sich nicht in Dinkelsbühl oder anderswo. Sie schließt sich nicht durch das Tragen von Trachten (eine Erfindung in der heute zu sehenden Form des 19. Jahrhunderts, übrigens) und das Absingen kitschiger Lieder, durch das Aufhängen von Krügen aus Korund und das Herstellen gestickter Sinnsprüche.

*

Wir haben gesehen, dass die Sprache der sog. „Sachsen“ zumindest bis in das 19. Jh. nicht das Deutsch Goethes oder Theodor Storms war.

Die „sieb.- sächsischen“ Dialekte sind von den späteren Zuwanderern, meistens schon nach einer Generation übernommen worden, die sozialen Strukturen von damals ermöglichten das, ja erzwangen es förmlich. Dieses ist kein einmaliger Vorgang. Die Dialekte haben aber auch eine Fortentwicklung erfahren, die weg vom Deutschen ging. Es hat ja keinen Sinn, philologische Untersuchungen über den gesamten Wortschatz einer Gruppe zu machen, um irgendwas zu beweisen: was zählt ist nur die im jeweiligen Augenblick und am jeweiligen Ort **gesprochene Sprache**. Das Wesen der Sprache ist ihr fortschreitender, stetiger Wandel, kann man bei Karl Kurt Klein, dem schon erwähnten großen sächsischen Philologen und Forscher nachlesen.

Und noch etwas Philologisches: Mit Etymologie kann man keine Politik machen. Wer sich die Namen der Ortschaften in Siebenbürgen vornimmt und sie so lange hin und her wendet, bis etwas Deutsches herauskommt, bricht nur alte Wunden auf. Und er ist wissenschaftlich auch noch im Unrecht. Die Orts- und Flurnamen, die Bezeichnungen der Flüsse spiegeln das Hin und Her der Gruppierungen wieder, die sich für kurz oder lang ansiedelten oder durchwanderten. Und: die „deutschen“ Ortsnamen sind am Ursprung diejenigen der „sächsischen“ Ortsbevölkerung in ihrem jeweiligen Dialekt. Da muss die Etymologie anfangen zu forschen. Die deutschen Namen kamen später, man brachte sie nicht mit, wie Professor Kisch und andere geschrieben haben. Nicht Mediasch, sondern Medwesch, nicht Rode sondern Ruéd oder Röd, nicht Tartlau sondern Tuérteln oder Tuarteln, Hiélt, (de Hiélt), nicht Heltau muss es heißen.

Heute weiß man, dass die meisten europäischen Völker genetisch ein Flickerlteppich sind. Eine Sprache setzt sich durch und das muss noch nicht einmal die Sprache der Mehrheit sein. Die Bulgaren sind ein Turkvolk und sprechen eine slawische Sprache, sie sprechen nicht die Sprache ihrer „Urväter“.

*

Die Hinwendung der „Sachsen“ zum deutschen Reich (virulent ab dem 19. Jh.) kann man heute nicht als Fehler betrachten. Schließlich ist Geschichtsschreibung ja nicht die Aufzählung von Alternativen **nach** der „Schlacht“ (eine leider viel zu oft angewendete Praxis bei Ehestreitigkeiten, wie wir alle wissen: „hättest du doch!“ oder „warum hast du nicht?“) sonder der möglichst objektive Bericht, **anhand von Quellen** und die Lehren für die Zukunft. Geschichtsschreibung besteht nicht aus autobiografisch gefärbten, eitlen, selbstgefälligen Romanen und/oder romanhaften, beschönigenden, nostalgischen Vergangenheitsbeschreibungen.

Als typisches Beispiel für Geschichtsschreibung als Legendenbildung sei die jahrhundertlange Diskussion um den geografischen Begriff Siebenbürgen genannt. Von den sieben Burgen ist da die Rede (ja, ja und den sieben Zwergen) – es sind, wie bekannt bedeutend mehr, auch mehr als sieben Städte, vom Ort Zevenbergen in Holland, von den sieben Stühlen (ungarische Verwaltungsbezirke), es waren mehr, von der Verballhornung einer anderen Bezeichnung für Hermannstadt, abgeleitet von Zibinsburg (Prof. Kisch war empört, als das damals aufkam).

Tatsache ist, dass zunächst nur der Bereich um Hermannstadt, das Alte Land so bezeichnet wurde. Man fuhr, wenn man sich aus Kronstadt, der „terra borsä“, dem Burzenland nach Hermannstadt aufmachte nach Siebenbürgen.

Nun kommen neue Forschungen (Klusch), die zeigen, dass auf zeitgenössischen Karten das Gebiet innerhalb des Karpatenbogens immer Transsylvanien (in verschiedenen Schreibweisen) genannt wurde, Siebenbürgen steht in den oben erwähnten Karten aber immer für ein Gebiet südlich der Karpaten. Wie, erst sind wir keine Sachsen und jetzt heißt Siebenbürgen ein Gebiet, in dem wir gar nicht gewohnt haben? Gemach! Es steht doch unzweifelhaft fest, dass es „sächsische“ Siedlungen südlich und östlich der Karpaten gegeben hat (Campulung in der heutigen Muntenia, Cotnari - Kotnersdorf, nur zwei Beispiele von vielen) in der Moldau. Sogar **der** Historiker Rumäniens, Prof. Nicolae Iorga hat das beschrieben.

Nun kurz noch zum Schlagwort „**finis saxoniae**“: wenn man 200 Jahre lang immer wieder, auch literarisch (Meschendorfer, Zillich, Wittstock), das Ende herbei schreibt, herbei spricht, herbeisehnt vielleicht, soll man sich nicht wundern, wenn einem eine Lust am Untergang, eine Sehnsucht nach dem Untergang unterstellt wird. Selbst Stephan Ludwig Roth schrieb 1845: „Wir Deutsche in Siebenbürgen sind in einer so desperaten Lage, dass wir in hundert Jahren aufhören zu sein“. Er hat fast Recht behalten.

Last but not least: der „**Saxozentrismus**“ (der Autor dieser Zeilen glaubt, dass der Begriff von Dr. Axel Azzola geprägt wurde, dem Professor und Minister – Darmstadt, Mecklenburg -, gebürtig aus dem Berglandbanat). Er verstellte uns Jahrhunderte lang den Blick auf die Realitäten. Man war empört, als nach der „Landung“ in Deutschland die Erkenntnis reifte, dass kein Mensch was von Siebenbürgen gehört hatte, dass man als „Deutschrumäne“ bezeichnet wurde (zugegeben ein dämlicher Begriff), und gefragt wurde, wo man denn so gut Deutsch gelernt hätte. Später ließ man dann den Gesprächspartner raten, woher man komme, sofern der Akzent einen als Ausländer verriet und musste sich die abenteuerlichsten Antworten anhören, „Island? Nein? Jugoslawien? Nein? Oder gibt's da weiter östlich noch was?“. Wie, wir haben jahrhundertlang im Osten wahlweise das Abendland oder das Deutschtum verteidigt und hier weiß das niemand? Woran mag das wohl gelegen haben, dass wir auf soviel Ahnungslosigkeit stießen?

Unser Selbstbewusstsein holen wir uns nicht aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Und mit Sicherheit nicht, indem wir Erdulden und Erleiden.

Wir haben solange behauptet, dass wir Deutsche sind, dass sogar die deutsche Regierung, nicht die Deutschen, das geglaubt haben. Aber Deutsche waren die „Sachsen“ in Siebenbürgen keineswegs, wie wir gesehen haben.

Düsseldorf, im August 2010

Bibliografische Hinweise

W. A. Baumgärtner: Der vergessene Weg, Hermannstadt 2007

Gustav Gündisch: Der Name Siebenbürgen, Siebenbürgisch - sächsische Vierteljahresschrift, 1941

Konrad Gündisch: Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen, München 1998

Nicolae Iorga: Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur, Hermannstadt 1929

Fritz Keintzel-Schön: Die siebenbürgisch-sächsischen Familiennamen, Köln/Wien 1976

Gustav Kisch: Siebenbürgen im Lichte der Sprache, Leipzig 1929

Karl Kurt Klein: Transsylvanica, München 1963

Karl Kurt Klein: Saxonica Septemcastrensia, Marburg 1971

Karl Kurt Klein: Nösner Germanistenschule, Bistritz 1943

Karl Kurt Klein: Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in der Moldau, Bukarest 1924

Horst Klusch: Zur Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, Bukarest 2001

Horst Klusch: Die Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, Homepage der HOG Kronstadt 1997

Horst Klusch: Septem Castra?, Homepage der HOG Kronstadt 2001

Werner König (Hrsg.): dtv-Atlas zur deutschen Sprache München 1978

Peter Motzan u. a. (Hrsg.): Karl Kurt Klein, Leben-Werk-Wirkung. München, 2001

Otto Mittelstraß: Beiträge zur Siedlungsgeschichte Siebenbürgens im Mittelalter, München 1960

Thomas Nägler: Der Name Siebenbürgen, Forschungen zur Volks- und Landeskunde o. J.

Thomas Nägler: Die Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, Bukarest 1979

Gernot Nussbächer: Aus Urkunden und Chroniken, Band 1, 2 und 3, Bukarest, 1981, 1985 und 1990

Paul Philippi: Kirche und Politik, 2 Bände, Hermannstadt, 2006

Klaus Popa: Einblicke in die Geschichte Siebenbürgens und des außerkarpatischen Raumes, Kronstadt, 2000

Annemarie Röder (Hrsg.): Vom deutschen Südwesten in das Banat und Siebenbürgen, Stuttgart 2002

Ernst Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen, München 1957

Georg Daniel Teutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk, Hermannstadt 1910

Friedrich Teutsch: Kleine Geschichte der Siebenbürger Sachsen, Hermannstadt 1924

Hugo Weczerka: Das mittelalterliche frühneuzeitliche Deutschtum im Fürstentum Moldau, München 1960

Biografische Notiz

Lutz Friedrich Connert, geb. 1944 in Mediasch,

Enkelsohn von Friedrich Hofstädter, Germanist und Bistritzer Stadtpfarrer (1920-1925), Großneffe von Dr. Carl Molitoris, Stadtpfarrer in Bistritz (1925-1944), Neffe von Dr. Gustav Göckler, Rumänist und Stadtpfarrer in Mediasch (1941-1962),

Auswanderung nach Deutschland 1972, Gründung einer Firma in Deutschland 1995, Gründung einer Firma in Siebenbürgen. 2005